

SUHRKAMP NOVA



William  
**Shaw**

**Kings of  
London**

**KRIMINALROMAN**

suhrkamp nova



William Shaw

# **Kings of London**

Kriminalroman

Aus dem Englischen von

Conny Lösch

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2013  
unter dem Titel *House Of Knives*  
bei Quercus, London.

Erste Auflage 2015  
suhrkamp taschenbuch 4610  
Deutsche Erstausgabe  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015  
© 2014 William Shaw  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Umschlagfoto: Frank Habicht  
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46610-0

# **Kings of London**

*Für Lisa*

## eins

De Gaulle wurde wiedergewählt. Robert Kennedy erschossen. Die Amerikaner kommen in Vietnam nicht weiter und stellen sich hinter Richard Nixon. Die Sowjets haben Panzer nach Prag geschickt. Es ist Herbst 1968. Und London bleibt London. Obwohl es schon den ganzen Sommer über geregnet hat, regnet es immer noch.

Ein Mann bringt seinen Vater ins Krankenhaus. Die Krankenschwester am Aufnahmeschalter ist dick und auffallend schnurrbärtig. In der Hand hält sie einen zerkaute Kugelschreiber und stellt Fragen wie: »Sind Allergien bekannt?«

Es ist spät in der Nacht, vielleicht sogar schon früh am Morgen. Der Mann ist müde. Er hat das Gefühl, seit Tagen nicht geschlafen zu haben. »Nein.«

Und: »Die Namen der nächsten Angehörigen?«

»Er hat nur mich.« Weil er sehr schmal ist, wirkt der Mann größer, als er eigentlich ist. Er ist Anfang dreißig und gehört einer Generation an, die sich noch konventionell kleidet. Heller Regenmantel. Hellbraune Schuhe von Cherry Blossom. Grauer Anzug.

»Sonstige Verwandte?«, fragt sie.

»Nein, nur ich.«

»Niemand sonst?«

Der Mann schüttelt den Kopf. An den dunklen Augenrändern sieht man ihm seine Müdigkeit an.

Sie nimmt ihren Stift und trägt ein: »KEINE«.

Es war eine lange Nacht. Eine von viel zu vielen.

»Wo können wir Sie im Notfall erreichen?«

»Ich bin Polizist«, sagt der Mann, als würde das die Frage beantworten. Dann gibt er ihr die Nummer der Wache in Marylebone.



»Hinten am Ende des Flurs gibt es ein Wartezimmer, wenn Sie mögen«, sagt sie und zeigt mit dem Stift den Weg. Irgendwo dudelt ein bescheuerter Alma-Cogan-Song aus einem Radio.

»Nein, ich verschwinde lieber«, sagt er. »Ich komme später wieder und sehe nach, wie's ihm geht.«

Normalerweise kann sich der Polizist Einzelheiten sehr gut merken, wird sich später aber an kaum etwas hiervon erinnern. Nachdem er sich lange Zeit neben seinem Schichtdienst auch noch um seinen Vater hatte kümmern müssen, ist er jetzt erschöpft. Lange, unruhige Nächte nach der Arbeit. Lauwarme Suppe, die dem alten Mann aus dem Mund tropft. Katzenwäsche im Bett. Bettpfannen. Dazu immer der verdatterte Blick aus blassen Augen. Ihn heute ins Krankenhaus zu bringen ist eine Erleichterung. Der Mann hat genug.

Aber er wird bereuen, nicht länger geblieben zu sein. Eigentlich hätte er gar nicht unbedingt sofort wieder zum Dienst gemusst. Er hätte ruhig noch ein paar Stunden bleiben können. Und das ist der kalte schwarze Stein, der sich in seiner Brust festsetzen wird.

Das Jahr war schlecht gewesen. Jetzt will er nur noch weiter. Warten würde bedeuten, der Traurigkeit nachzugeben.

Als er zur Treppe geht und das Gebäude verlassen will, stellt er erstaunt fest, dass es in der Welt draußen immer noch dunkel und still ist. Er sieht auf die Uhr. *Ticka ticka Timex*. Gerade mal zwanzig nach fünf. Die vergangenen Tage waren so zerrissen, so verstörend. Er ist lange genug im Krankenhaus gewesen, um sich einzubilden, dass es draußen inzwischen taghell sei, tatsächlich hat er aber noch gute drei Stunden bis Dienstbeginn. Wäre eigentlich ganz gut, noch ein bisschen zu bleiben.

Er hält auf der kalten Treppe inne. Die Zeit reicht nicht, um noch einmal in die Wohnung zurückzukehren

und zu schlafen. Aber wenn er mit dem Bus nach Marylebone fährt, kommt er viel zu früh an.

Also geht er zu Fuß los. Raus aus dem Krankenhaus, auf die stille Straße.

Er geht durch Islington, die Caledonian Road runter, vorbei an halb abgerissenen Plakaten, die für Judy Garland im Talk of the Town werben. Die ganze Zeit hat er den kalten Wind im Rücken. Die Gehsteige sind leer, nur hier und da ein Mann auf dem Heimweg von der Nachtschicht oder eine Krankenschwester, die auf den ersten Bus wartet.

Es ist sechs Uhr, als der Mann King's Cross erreicht. Der Himmel hat die Farbe von Zigarettenasche. Die Briefträger tragen Briefe aus. Die Milchmänner liefern Milch. Geschäftsleute in Nadelstreifen kommen aus den Vorstädten, schlenkern im Gehen mit ihren ledernen Aktentaschen.

»Kann Tage dauern, haben sie gemeint«, erklärt er der Bürosekretärin, die vierzig Minuten nach ihm zur Arbeit erscheint. Sie ist jung, hat viel Haarspray aufgetragen und eine knallbunte Strickjacke übergeworfen. Ihre Wimperntusche ist verschmiert, es fällt ihm auf, aber er sagt es ihr nicht.

»Du Ärmster.«

»Mach dir um mich keine Sorgen«, erwidert er, »mir geht's gut.« Er senkt den Kopf und hofft, dass sie kapiert, dass er nicht darüber reden möchte.

»Kann ich dir was Schönes aus der Kantine mitbringen?«

Ungefähr eine Stunde sitzt er an seinem Schreibtisch, spitzt Bleistifte und tut, als würde er Berichte tippen.

Als der Anruf kommt und man ihm mitteilt, ein paar Feuerwehrmänner hätten in einem ausgebrannten Haus in Carlton Vale eine Leiche gefunden, meldet er sich freiwillig. So hat er wenigstens etwas zu tun.

In weniger als zwei Minuten ist er die Treppe runter und in den Wolesley des CID gesprungen. Ein ungeklärter Todesfall ist eine herrliche Ablenkung.

»Paddy. Eine Nachricht für dich.«

Beim ersten Mal hört er die Stimme nicht.

»Bist du da oben, Paddy?«

Auch nicht beim zweiten Mal. Der Mann hockt da, untersucht die Ruine eines Zimmers, konzentriert sich auf das, was er sieht.

»Paddy!«

Ein Zimmer. Ein Kamin. Eine klebrige Masse auf dem Fußboden.

»Paddy Breen!«

Die Leiche wurde bereits weggebracht. Geblieben ist nur diese dunkle zähe Flüssigkeit, die unter der Hitze einwirkung aus der Haut ausgetreten ist.

Der Detective Sergeant prägt sich alles ein. Ein leerer Behälter Feuerzeugbenzin. Schwarz verkohlte Holzdielen. Ein alter Sessel, bis auf die Federn runtergebrannt. Alles merkt er sich. Er hat Schlimmeres gesehen. Es musste schnell gegangen sein.

»Sergeant Breen!«

Dieses Mal hört er es: »Was?«

»Sie werden über Funk verlangt, Sir.«

Das Haus hatte lange leergestanden. Die ganze Häuserreihe war im Krieg zerbombt und immer noch nicht abgerissen worden. Die Wände waren kahl, der Putz bröckelte von der Decke. Jetzt, nach dem Brand, ist alles gleichmäßig schwarz. Er sieht sich ein letztes Mal in dem

Raum um, weil immer so viel davon abhängt, was gleich in den ersten Stunden gefunden wird. Darin ist er sehr gut.

»Ich komme«, sagt er leise, hebt den leeren Benzinbehälter auf.

Er geht vorsichtig die verkohlte Treppe hinunter, hält den Behälter zwischen Zeigefinger und Daumen. Überall die schwarze Schmierschicht, die sich bei einem Brand auf alle Oberflächen legt. Schon hat er sie auch auf den Schuhen, aber er achtet darauf, dass sein Jackett verschont bleibt.

Unten an der Treppe sagt ein Mann in Feuerwehruniform: »Hat sich verdammt schnell ausgebreitet, so wie's aussieht«, hustet und rotzt auf den nackten Boden.

»Verstehe«, sagte Breen. Er hält den Behälter hoch. »War das der Auslöser?«

»Muss es gewesen sein«, sagt der Feuerwehrmann. »So schnell wie das ging, war Benzin oder was Ähnliches im Spiel. Die arme Sau da drin.«

»War er's selbst? Aus Versehen?«

»Hab ich schon das ein oder andere Mal gesehen, ausgeschlossen ist das nicht.«

»Kann so wenig Benzin ein so großes Feuer auslösen?«

Der Feuerwehrmann schiebt die Unterlippe vor. »Viel leicht«, sagt er.

Breen nickt und tritt nach draußen.

»Sie werden über Funk verlangt, Sir.«

Breen setzt sich auf den Beifahrersitz und legt den Behälter aufs Armaturenbrett, dann holt er ein Taschentuch aus der Tasche und wischt sich den Schmutz von den Händen.

»Delta Mike Five«, sagt er in das Sprechteil. »Hier ist Breen.«

Er hätte gleich im Krankenhaus anrufen sollen, gleich als die erste Nachricht kam. Aber da war es wohl auch schon zu spät. Der Arzt wird sagen, dass er letztlich an einem Harninfekt gestorben ist, aber in Wirklichkeit ging es schon sehr lange mit ihm bergab.

Vor sechs Jahren wäre er beinahe bei einem Brand ums Leben gekommen, da hatte er das Gas unter einer Pfanne angelassen, war aber mit einem verbundenen Arm davongekommen. Es war das erste Anzeichen dafür, dass er nicht mehr ganz auf der Höhe war. Danach war er zu seinem Sohn gezogen.

Tomas Breen, Maurer aus Knocancuig, Tralee, stirbt mutterseelenalleine an einem Nachmittag im September. In dem Moment, in dem ihm die Krankenschwester das Laken über den Kopf zieht, steht sein Sohn in einem weiß geflüßten Raum in einem anderen Krankenhaus ein halbes Dutzend Meilen weit entfernt und starrt eine andere Leiche an, so kohlschwarz wie der Rest des Hauses, in dem sie gefunden wurde. Er starrt den Toten an und hofft, dass sich irgendwie ein Sinn ergibt. Ein unbekannter To-ter in einem kalten Raum.

## Zwei

Breen legte die Fotos von der verkohlten Leiche in seine Ablage. Drei Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Eine zeigte das entstellte Gesicht des Mannes, zwischen den verbrannten Lippen sind die Zähne zu sehen. Ein anderes die ganze Leiche von der Seite. Noch eines den Raum mit dem Toten darin, so dass dessen Position erkennbar war. Im Verlauf der Wochen zog Breen sie immer wieder aus dem Stapel und legte sie obenauf. Manchmal erwischten ihn seine Kollegen vom CID Marylebone dabei, wie er sie betrachtete.

Gerissene Haut wie bei einem Spanferkel. Bleiches Fleisch, darunter Fett. Die Knie leicht angewinkelt.

Aus Herbst wurde Winter, und die Identität des Toten war noch immer ungeklärt. Andere Fälle kamen und gingen. Nixon gewann die Wahl.

Detective Sergeant Cathal Breen räumte die Sachen seines Vaters aus der Wohnung, aber nicht alle. Er kaufte sich seine erste Beatles-Platte, legte sie aber nur einige wenige Male auf. Diese Art von Musik war etwas für jüngere Leute. Er überlegte, ob er sich sein Haar anders kämmen und vielleicht Koteletten stehen lassen sollte, tat es aber nicht. Er war zweiunddreißig. Und er würde lächerlich damit aussehen.

Auch die Brandursache blieb ungeklärt, zumindest offiziell, wobei der Gerichtsmediziner Wellington meinte, mit der Haut der Leiche sei eine Flasche verschmolzen. Das und der leere Behälter wiesen auf einen Unfall hin, und obwohl Breen Zweifel daran hatte, dass eine so geringe Menge Feuerzeugbenzin einen solch verheerenden Brand auslösen konnte, schien diese Frage niemanden sonst zu beunruhigen. Wahrscheinlich hatte es sich um

einen betrunkenen Stadtstreicher gehandelt, der Feuer machen wollte, um sich bei dem Mistwetter daran zu wärmen. Wellington genügte das.

Breen beschäftigte sich länger mit dem Fall, als er eigentlich gedurft hätte. Er kehrte mehrmals in den weißen Krankenhausraum zurück, um die verkohlte Leiche zu betrachten. Der Großteil der Gesichtshaut war verbrannt, weshalb man sich schlecht vorstellen konnte, wie der Mann einmal ausgesehen hatte. Das verbliebene Fleisch wies keinerlei Verletzungsspuren auf. Je länger seine Identität ungeklärt blieb, desto wahrscheinlicher wurde es, dass es sich um einen Stadtstreicher handelte. Breen nahm an, dass er vielleicht einer der Tausenden von Iren gewesen war, die zurzeit verzweifelt und auf Arbeitssuche nach London kamen. Wellington bestärkte ihn in diesem Verdacht, als er Breen erklärte, er habe Spuren von Betonstaub auf der Hose des Toten gefunden.

Breen machte sich Notizen. Er klopfte an die Türen der Arbeiterunterkünfte und fragte, ob einer der Bewohner verschwunden sei. Er zeichnete Karten mit sämtlichen Baustellen in der Umgebung. Am Wochenende besuchte er Garryowen und das Palais, wo Tanzkapellen »Boo-lavogue«, »Liverpool Lou« und andere rührselige Walzermelodien spielten. In den irischen Ballsälen kamen auf eine Frau zwei oder drei Männer. Hatte hier jemand gehört, dass einer vermisst wurde? Einer weniger war gut, dann hatten die anderen bessere Chancen.

Am Anfang ignorierten die Kollegen seine Verbissenheit. Schließlich hatte er kürzlich erst seinen Vater verloren und war nicht ganz er selbst. Und an sich war er ja ein anständiger Kerl, dieser Paddy Breen. Keiner, der wirklich dazugehörte, aber na ja, insgesamt schon ein guter Mensch.

Nach einiger Zeit merkte Breen, dass er ihnen auf die Nerven ging. Eigentlich war das gar kein Fall für den

CID. Dieser verfluchte Paddy Breen. Verschwendete seine Zeit mit diesem aussichtslosen Problem. Wäre besser, wenn er sich mal anderweitig ins Zeug legen würde.

Es gab so viel zu tun. Anständige Menschen kamen bei Schlägereien und Raubüberfällen um. Keine versoffenen Einwanderer, die sowieso niemand vermisste. Diese verfluchten Iren. Paddy selbst natürlich ausgenommen. Aber der verbrannte Tote, das war eindeutig ein Unfall gewesen, also was wollte er eigentlich?

»Niemand wird es dir danken, wenn du deine Arbeitszeit darauf verschwendest«, hatte Sergeant Prosser mehr als einmal gesagt. Breen merkte, wie sehr es Sergeant Prosser auf die Palme brachte, dass er so viel Zeit mit einem aussichtslosen Fall vergeudete.

Der Inspector war freundlicher, ließ Breen zunächst gewähren. Einmal, Ende November, ertappte er ihn jedoch erneut mit den vor sich auf dem Schreibtisch ausgebreiteten Fotos.

Sie waren inzwischen schon ein bisschen abgegriffen und vergilbt.

»Um Gottes willen, Breen«, sagte er. Ganz leise. Von Mann zu Mann. Inspector Bailey war Polizist der alten Schule. Immer anständig, aber ein Pedant. Es gefiel ihm nicht, wenn jemand aus der Reihe tanzte. Wo kämen wir denn da hin, wenn sich Polizisten nur mit Fällen beschäftigten, die ihnen persönlich unter die Haut gingen? »Sie glauben immer noch, dass er ein irischer Arbeiter war, oder?«, fragte Inspector Bailey.

»Ja, Sir.«

Pause. »Ihr Vater war Ire, nicht wahr, Sergeant?«

»Ja, Sir.«

Bailey nickte und warf Breen einen unbequemen Blick zu. Die anderen im Raum hatten aufgehört zu tippen und gelauscht. »Und war er nicht auch Maurer gewesen, Ihr verstorbener Vater?«, fragte Bailey.



»Ja, Sir.«

»Es ist verständlich, dass einem der Tod des eigenen Vaters zusetzt«, sagte er.

Breen erwiderte nichts.

»Aber reißen Sie sich zusammen, Paddy«, sagte der Inspector, legte Breen ganz kurz die Hand auf die Schulter und ging, schloss sich in dem kleinen Raum ein, der ihm als Büro diente.

Beim CID herrschte betretene Stille. Der jüngste Kollege, Constable Jones am Nachbarschreibtisch, starrte Breen mit offenem Mund an. Breen guckte böse zurück, bis Jones den Blick senkte und so tat, als würde er einen Buchstaben auf der Tastatur seiner Schreibmaschine suchen.

Das sanfte Bürogeklapper stellte sich wieder ein.

Breen wusste, was in den Köpfen der anderen vor sich ging. Sie dachten, Paddy könne nicht mehr geradeaus denken. Seine Verbissenheit habe nichts mit dem Verbrannten zu tun. In Wirklichkeit ging es um seinen Vater und das Ganze diene der Selbstkasteiung.

Manchmal gab es eben keine Antwort. Manchmal funktionierte es nicht. Nicht jedes Verbrechen konnte aufgeklärt werden. Menschen starben alleine und ungeliebt. Als sein Vater noch gelebt hatte, hatte Breen sich nie wirklich die Mühe gemacht, herauszufinden, wer er gewesen war. Dazu hatte ihm die Neugierde gefehlt.

Und selbst wenn er jetzt aufklären würde, wer das Brandopfer war, würde das nichts ändern. Das wusste Breen.

# Drei

Am Abend von Sergeant Michael Prossers Abschiedsumtrunk im Princess Louise beschloss Breen, es aufzugeben.

Das war's. Der Fall würde unaufgeklärt bleiben. Manches ließ sich eben nicht wiedergutmachen.

Er musste sich um sein eigenes Leben kümmern. Er raffte sich auf. Die Welt befand sich im Wandel. Nachdem er sechs Jahre lang seinen kranken Vater gepflegt hatte, nach der Arbeit immer direkt nach Hause gegangen war, fing er jetzt an zu leben. Vergangene Woche hatte er eine Frau mit nach Hause gebracht und mit ihr geschlafen.

Wahrscheinlich ein Fehler.

Sie war ein bisschen betrunken gewesen. Eine Kollegin, ein Police Constable.

Aber es war das erste Mal seit Jahren, dass er was mit einer Frau gehabt hatte. Endlich hatte er wieder gespürt, wie das Blut in seinen Adern zirkulierte.

Er würde die Wohnung in Ordnung bringen. Die Sachen seines Vaters endlich ausräumen. Fast war es Dezember. Nächstes Jahr würde alles anders werden. 1969. Die Zukunft war längst da. Er musste anfangen, darin zu leben.

Also stand er am nächsten Morgen früh auf. Gestern Abend im Princess Louise waren alle betrunken gewesen. Aber Breen war nicht wie die anderen. Er trank selten viel, hatte keine Übung.

Die meisten waren länger geblieben, hatten gesungen, Runden geschmissen, sich gegenseitig auf die Schultern geklopft, Bier auf dem fleckigen Teppich im Pub verschüttet. Breen hatte sich davongeschlichen, ohne sich von jemandem zu verabschieden. Sie würden erst später

zum Dienst erscheinen. Jetzt hatte er noch ein bisschen Zeit für sich. Und einiges vor.

In der Circle Line auf dem Weg zur Arbeit stieg ein Clown zu Breen in den schmutzigen alten U-Bahn-Wagen. Er war grün und blau gekleidet und schüttelte einen Stock mit Glöckchen.

»Guten Morgen, Gefährten«, rief er.

Der Zug stand an King's Cross. Manche hoben ihre Zeitungen ein kleines bisschen höher oder starrten die Reklame auf der anderen Seite des Wagens an: »Schenken Sie Capstan zu Weihnachten.« Oder auf die Ritzen im Holzplankenboden, in denen Zigarettensammel steckten.

Die Menschen, mit denen Breen in der U-Bahn saß, langweilten sich gern, wenn sie morgens zur Arbeit fahren. Mochten das Nichts vor dem Einstieg in die alltägliche Tretmühle.

»Wohlan und frohgemut, ihr lieben Londoner!« Der Clown schüttelte die Glöckchen.

Er hatte lange Haare und trug eine Holzperlenkette um den Hals. Für Leute wie ihn gab es ein neues Wort in Großbritannien: »Hippie«.

»Seid fröhlich! Befreit euch von den Fesseln der Unterdrückung.«

Ein Mann in einem Nadelstreifenanzug Breen gegenüber verdrehte die Augen.

»Gütiger Gott.«

Der Clown wollte jetzt zusammengerollte Zettel verteilen. Breen fiel auf, dass er offene Sandalen trug. Seine Füße waren schwarz vor Dreck. Ein Reisender neben Breen nahm die ihm angebotene Rolle, aber als Breen die Hand ausstreckte, ignorierte ihn der Clown.

»Bekomme ich keine?«, fragte Breen. Der neue Cathal

Breen, endlich wieder bereit, sich auf die Welt einzulassen.

»Ermutigen Sie ihn nicht auch noch«, zischte der Mann in Nadelstreifen.

Der Clown musterte Breen von oben bis unten. »Mir deutet, es wird Ihnen nicht gefallen«, sagte er und ging weiter.

Hinten im Wagen hielt er zwei nebeneinandersitzenden Büromädchen eine Rolle hin. Sie waren zu schüchtern, taten so, als sei er gar nicht da, starrten mit verschränkten Armen die eigenen Schuhe an und kicherten.

»Sind Sie überhaupt befugt, Zettel zu verteilen?«, rief ihm der Mann in Nadelstreifen hinterher.

Der Clown blieb stehen und drehte sich um. »Sind Sie überhaupt befugt, so einen Anzug zu tragen?«

Die beiden Sekretärinnen prusteten los, bekamen die Münder kaum zu, waren geschockt. Als die Bahn endlich wieder anfuhr, hatten sie immer noch Mühe, sich das Lachen zu verkneifen. Der Mann im Anzug sagte: »Ich werde Sie der Polizei melden.«

Breen fragte sich, ob man tatsächlich eine Genehmigung brauchte, um in der U-Bahn Flugblätter zu verteilen?

Nachdem der Clown durch die Verbindungstür in den nächsten Wagen verschwunden war, rollte der Mann neben Breen das Papier auf, betrachtete es eine Sekunde lang, dann zerknüllte er es und warf es auf den Boden.

Breen bückte sich und hob es auf. Werbung für irgendwas. Ein alter Holzschnitt zeigte einen Kopf, oben fehlte ein Stück vom Schädel, so dass das verschlungene Gehirn sichtbar war. Darunter die Worte: »Alchemistische Hochzeit, Royal Albert Hall, 18. Dezember 1968.« Sonst nichts.

Breen entsorgte den Zettel auf dem Weg zur Arbeit.